

## Die Frau von heute wird älter: Das „Haus in der Sonne“

Aus: Despina Stratigakos, „A Women's Berlin. Building the modern city“, University of Minnesota Press 2008, S. 88-96, <http://www.upress.umn.edu/book-division/books/a-womenas-berlin>. Übersetzt von Liane und Ariane Marz, Fußnoten übersetzt von Petra Rostock. Übersetzung und Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung der University of Minnesota Press.

Auf ihrer Einweihungsfeier Anfang Juni 1914 wurde eine Residenz für alleinstehende, aus dem Berufsleben ausgeschiedene, Frauen in Anlehnung an einen deutschen Bestseller offiziell das „Haus in der Sonne“ getauft.<sup>1</sup> Wie Cecilia Lengefeld gezeigt hat, erlangte das „Haus in der Sonne“ eine plötzliche und beispiellose Berühmtheit, und für lange Zeit blieb es eines der beliebtesten Bücher der Nation.<sup>2</sup> Niemandem, der an diesem Tag im Publikum war, hätte die beabsichtigte Verbindung zwischen Carl Larssons heimischer Idylle und dem neuen Heim für ältere Jungfrauen entgehen können. Falls der Vergleich Stirnrunzeln verursachte, ist davon keine Spur in den glamourösen Erzählungen über diese Residenz enthalten, die in der Frauenpresse veröffentlicht wurden. Und dennoch, war es nicht ein sonderbarer Name? Wie zu Beginn des Kapitels bemerkt, zelebrierte das Buch [„Das Haus in der Sonne“] den Segen des Zuhauses und fokussierte dabei auf Larssons acht Kinder. Wie ein Familienalbum fingen anekdotische Texte und Bilder Belustigungen in einem vor Jungen und Mädchen strotzenden Haus ein, z.B. Fingermalereien auf Larssons frischen Gemälden. Die aus Vitalität und guter Gesundheit resultierende Wildheit der Kinder stellte die Geduld ihres sie liebenden Maler-Papas auf die Probe, während nichts die Gelassenheit ihrer schönen Mutter zu stören schien. Zeitgenössische Klischees der verdorrten, verlassenen alten Jungfer hätten von dieser Vorstellung überschwänglichen häuslichen Glücks nicht weiter entfernt gewesen sein können.

Das Wagnis, diesen Traum für sich zu beanspruchen, sagt viel über die Entschlossenheit alleinstehender Frauen aus, solche Stereotypen herauszufordern und die Maßstäbe der Häuslichkeit zu überdenken. Die Aneignung von Larssons Titel drückte den Glauben daran aus, dass das Glück des häuslichen Lebens auch von einer Gruppe alter Jungfern genossen werden könnte. Auch wenn ihr Haus nicht mit dem Trappeln kleiner Füße gefüllt sein würde, würde ihm trotzdem Haus dieselbe Fröhlichkeit innewohnen – symbolisiert, wie wir sehen werden, durch Larsson'sches Licht und Sonnenschein. Die Geographie legte eine weitere Parallele zu Larssons Buch nahe: „Das Haus an der Sonne“ beschreibt die Sommerresidenz des Künstlers in Sundborn, einem ländlichen Dorf zweihundert Kilometer nordwestlich von Stockholm. Larsson idealisierte die Schlichtheit des Landlebens als einen balancierenden Ausgleich zu den ungesunden Strapazen des Stadtlebens; das Haus, das er darstellte, war ausdrücklich ein Zufluchtsort für den Stadtbewohner. Der Gedanke, in die Natur zurückzukehren, reizte die Gründer des Altenheims sehr, auch wenn sie noch nicht bereit dazu waren, die Stadt ganz aufzugeben.

Mit dem „Haus in der Sonne“ kommen wir zum letzten Abschnitt des Lebenszyklus der „neuen Frau“. Einmal mehr war eine demografische Veränderung der Anlass für architektonisches Experimentieren. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg erreichte eine ganze Generation von deutschen bourgeois Frauen das Rentenalter, deren Karrieren im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts begonnen hatten. Eine Pensionierung drohte, ihnen durch Abhängigkeit von ihrer Rente die Selbstständigkeit in der Versorgung ihrer selbst zu

---

<sup>1</sup> Der Name wurde von Dora Martin ausgesucht, Direktorin des Pestalozzi-Fröbel-Hauses II, eines Hauswirtschaftsinstituts für Frauen. Als führendes Mitglied der Genossenschaft für Frauenheimstätten war sie maßgeblich an der erfolgreichen Fertigstellung des Haus in der Sonne beteiligt. Siehe „Fest-Zeitung zum 25jährigen Jubiläum von Fräulein Martin,“ 8. September 1917, S. 11-12. Archiv des Pestalozzi-Fröbel-Hauses, Berlin.

<sup>2</sup> Lengefeld, Cecilia. Der Maler des glücklichen Heims. Zur Rezeption Carl Larssons im wilhelminischen Deutschland. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 1993, S. 5.

entziehen. Journalisten, die mit dieser Notlage sympathisierten, repräsentierten diese Frauen als bedürftige Waisen: Nachdem diese alten Frauen ihr gesamtes Arbeitsleben in Obdachlosigkeit verbracht und ein Nomadenleben in möblierten Zimmern von Anderen geführt hatten, suchten sie jetzt den Frieden und die Stabilität „eines wirklichen Heimes“, und hatten dies auch verdient.<sup>3</sup> Aber Berlin bot wenige solcher Optionen: „Städtische Unterkünfte sind entweder teuer oder liegen in ungünstig gelegenen, lauten Gegenden oder unwohnlichen Gebäuden und ihnen fehlen jegliche Behaglichkeit und Komfort, die eine ältere allein lebende Frau besonders benötigt.“<sup>4</sup>

Der traditionelle Rückgriff darauf, den Ruhestand in einer gemeinnützigen Einrichtung zu verbringen, war vollkommen unakzeptabel. Wie schlecht sitzende Kleidung rieben sich solche Lebensweisen am Selbstverständnis dieser Karrierefrauen:

Die Frau von heute, die durch ihre Arbeit wirtschaftlich unabhängig geworden ist und diese Unabhängigkeit zu Recht hoch schätzt, möchte im Alter die größtmögliche Freiheit behalten. Sie will nicht die wohlthätigen Gefallen empfangen, die religiöse Stiftungen und Altersheime mehr oder weniger zur Verfügung stellen. Sie will sich auch nicht in eine größere Gemeinschaft einfügen, sondern würde ihr häusliches Leben lieber entsprechend ihren eigenen Stärken und Mittel gestalten.<sup>5</sup>

Und trotzdem wollten Frauen durch den Erhalt dieser Unabhängigkeit nicht „zu totaler Isolation verdammt zu sein“.<sup>6</sup> Sie suchten Gesellschaft basierend auf gemeinsamen Interessen und Lebenserfahrungen.<sup>7</sup> Wie könnte man unabhängig in einer bedeutsamen Gemeinschaft leben und Eigenständigkeit behalten, während es zunehmend schwieriger wurde, einzig und allein auf seine eigenen Ressourcen angewiesen zu sein?

Von 1910 an organisierte Clara Richter eine Reihe von Treffen in Berlin, um nach einer architektonischen Lösung zu suchen.<sup>8</sup> Aus ihrer Sicht als Direktorin des Pestalozzi-Fröbel-Hauses, einer Schule, die Frauen seit den 1870er Jahren für professionelle Karrieren ausgebildet hatte, nahm sie die Wohnungskrise als etwas wahr, das ihren älteren Absolventinnen und deren Kolleginnen drohte.<sup>9</sup> Diese Situation erkannten auch Leiterinnen von Berufsorganisationen für Frauen, die Richters Einladung zur Teilnahme an den Diskussionen annahmen. Auf den Treffen sprach die Vertreterin der Berliner Gesellschaft der Grundschullehrerinnen von den Erfahrungen, die ihre Organisation mit ihrer eigenen, zu jener Zeit im Bau befindlichen, Residenz gemacht hat. Was sie berichtete, muss sehr überzeugend gewesen sein, da die Gespräche in dem Konsens endeten, eine auf dem „unbestrittenen Erfolg“ des Lehrerinnenheims in Pankow basierende Gebäude-Genossenschaft zu gründen.<sup>10</sup> Diese Entscheidung bedeutete eine Ablehnung einer noch direkter vergleichbaren, bedeutsamen Idee: Altersheime für Lehrerinnen, die seit den 1870er

---

<sup>3</sup> „Frauenheimstätten“, Die Frauenwacht, no. 23 (1913), S. 181; Boetticher, Else von, „Heimstätten für Frauen“, Berliner Frauenclub von 1900, no. 10 (1915), S. 5.

<sup>4</sup> „Genossenschaft für Frauenheimstätten: Sitz Berlin“, Frauenwirtschaft 4, no. 2 (1913), S. 46.

<sup>5</sup> „Frauenheimstätten“, P.F.H. II Zeitung (Juli 1913), S. 9. Diese Zeitung ist im Archiv des Pestalozzi-Fröbel-Hauses einsehbar. Siehe auch „Genossenschaft für Frauenheimstätten“, Die Lehrerin 30, no. 1 (1913), S. 6.

<sup>6</sup> Boetticher, „Heimstätten für Frauen“, S. 5.

<sup>7</sup> Martin, Dora, „Heim der Genossenschaft für Frauenheimstätten“, Frau und Gegenwart no. 40 (1926), S. 9.

<sup>8</sup> „Fest-Zeitung zum 25jährigen Jubiläum“, S. 11. Siehe auch Sprengel, Auguste, „Die Frau in Haus und Beruf: Heime für alleinstehende Frauen“, Lehrerinnenhort 17, no. 6 (1912): S. 49-50.

<sup>9</sup> Zur Geschichte der Schule siehe Meckel, Anne (Hg.), Das Pestalozzi-Fröbel-Haus: Entwicklung eines Frauenberufs. Berlin: Arbeitsgruppe „Geschichte des Pestalozzi-Fröbel-Hauses“, 1991.

<sup>10</sup> „Fest-Zeitung zum 25jährigen Jubiläum“, S. 11.

Jahren in Berlin und anderen deutschen Städten entstanden.<sup>11</sup> Diese wurden als zu unmodern in ihrer Konzeption erachtet, da sie sich an gemeinnützigen Organisationen orientierten, denen es nicht gelang, sich den sich verändernden Vorstellungen des Singlelebens anzupassen. Richters Treffen verdeutlichten einen neuen Ansatz von häuslichen Bedürfnissen, der viel mehr „sozialpolitisch“ als gemeinnützig geprägt war.<sup>12</sup>

So wurde 1912 die „Genossenschaft der Wohnstätten für Frauen“ gegründet, um gesunde und preiswerte Unterkünfte für berentete, gebildete und nicht zuletzt wenig bemittelte Frauen zur Verfügung zu stellen.<sup>13</sup> Die Ziele der Genossenschaft waren gleichzeitig strenger limitiert und größer als die des Lehrerinnenheims. Die Einschränkung bezog sich auf den Wunsch der Genossenschaft, in einem vertraulicheren Maßstab zu bauen, als es bei der Lehrerinnenresidenz der Fall gewesen war, die fast einen ganzen Häuserblock einnahm. Vielmehr als ein städtisches Wohngebäude diente ihnen das Landhaus als Vorbild. Aber in zwei bedeutenden Dingen waren die Ziele der Gruppe umfangreicher. Erstens, und wie der Name schon sagt, schwebte der Genossenschaft eher eine Siedlung als eine einzige Einheit vor: eine Villensiedlung, bestehend aus mehreren Häusern, die in eigenständige Wohnungen unterteilt wurden, ebenso wie ein Hauptgebäude für die Verwaltung, gemeinsame Mahlzeiten und Gäste, die über Nacht blieben.<sup>14</sup> Die Ruhestand-Siedlungen wurden in ländlichen oder bewaldeten Gebieten angelegt, so wie die sich zu der Zeit an den Stadträndern von Dresden und London entwickelnden Gartenkolonien. Diese Umgebung versprach neben den gesundheitlichen Vorteilen auch preiswertes Land. Die Genossenschaftssatzungen schrieben den Ankauf von großen Landflächen vor, um die Zukunftsentwicklung zu fördern. Zweitens sollte das Siedlungsmodell reproduzierbar sein. Obwohl der Prototyp in Berlin gebaut werden würde, wo auch der Hauptsitz der Genossenschaft sein würde, würde sich irgendwann ein Netzwerk von Siedlungen über das Land erstrecken.<sup>15</sup> Bis 1914 hatten die Vorbereitungen für Schwesterkolonien in Köln, Hamburg und Hannover begonnen.<sup>16</sup>

Von Beginn an kämpfte die Genossenschaft damit, ihr ehrgeiziges Programm zu finanzieren. Die Mitgliedschaft, die durch den Kauf von Aktienanteilen erworben wurde, wuchs langsamer als erwartet. Im Dezember 1912, als die Genossenschaft offiziell registriert wurde, hatte sie erst neunzig Mitglieder, zu wenige, um ihre Pläne zu verwirklichen.<sup>17</sup> Hinzu kam, dass die meisten der Aktieninhaber Rentnerinnen waren, also eine Gruppe mit beschränktem Vermögen. Verzweifelte Aufrufe wurden in der Frauenpresse veröffentlicht, um Mitglieder außerhalb dieses Kreises anzuwerben, sodass sich die Anlagefonds vermehren und man mit dem Bau beginnen konnte. Frauen, die noch aktiv im Berufsleben waren, wurde gesagt, dass Pflicht sowie ihr eigenes Interesse es erforderlich machten, den älteren Kolleginnen zu helfen.<sup>18</sup> Ella Mensch machte sich verschiedene Sympathien zunutze, vielleicht auch basierend auf ihren eigenen Erfahrungen, die sie als Lehrerin gesammelt hatte. Sie bat vermögende Frauen, die von Tutorinnen, Schul- oder Musiklehrerinnen zur Ausbildung ihrer Kinder abhängig waren, diese Schuld durch Unterstützung der Genossenschaft zu

---

<sup>11</sup> Albisetti, James C., *Schooling German Girls and Women: Secondary and Higher Education in the Nineteenth Century*. Princeton, N.J.: Princeton University Press, 1988, S. 85. Für eine Übersicht über Altersheime für Lehrerinnen in Deutschland siehe Münsterberg, E. (Hg.), *Die Anstaltsfürsorge in Deutschland*. Leipzig: Duncker und Humblot, 1910, S. 232-238.

<sup>12</sup> Sprengel, „Die Frau in Haus und Beruf“, 17, no.6: S. 50-51.

<sup>13</sup> „Genossenschaft für Frauenheimstätten: Sitz Berlin“, S. 46. Laut der „Genossenschaft für Frauenheimstätten“; Die Lehrerin, S. 7 wurde die Genossenschaft auf einem Treffen am 16. September 1912 im Pestalozzi-Fröbel-Haus gegründet.

<sup>14</sup> „Mitglieder der Heimgenossenschaft für Frauen“, *Die deutsche Frau* 2, no. 44(1912), S. 3. Obwohl die Größe und die Anzahl der geplanten Häuser in verschiedenen Berichten variiert, blieb die Betonung des Modells der Einfamilienhäuser konstant.

<sup>15</sup> „Mitteilung, betreffend die Vorarbeiten zur Gründung einer Heimgenossenschaft für aus dem Beruf geschiedene gebildete Frauen“. P.F.H. II Zeitung, „Probenummer“ (Juli 1912), S. 23-24.

<sup>16</sup> Boetticher, „Heimstätten für Frauen“, S. 6.

<sup>17</sup> „Frauenheimstätten“, P.F.H. II Zeitung, S. 9; „Genossenschaft für Frauenheimstätten“, *Die Frau*.

<sup>18</sup> „Genossenschaft für Frauenheimstätten: Sitz Berlin“, S. 47; Boetticher, „Heimstätten für Frauen“, S. 7.

begleichen.<sup>19</sup> Letztendlich waren es Berufsverbände, die zur Hilfe kamen. Sie verfügten nicht nur über das erforderliche Kapital, sondern auch über Mitglieder, denen viel an der Fertigstellung der Residenzen gelegen war. Ein Berliner Verband, der Hauswirtschaftslehrerinnen ausbildete, spendete fünftausend Mark und das nationale Renteninstitut für Lehrer und Lehrerinnen erbrachte eine Hypothek zum Erbauen des ersten Hauses.<sup>20</sup>

Verglichen mit diesem langsamen finanziellen Start, war es kein Problem, Mieterinnen anzuziehen: Tatsächlich waren die meisten Wohnungen schon vor Beendigung des Baus vermietet.<sup>21</sup> Mieterinnen, die infrage kamen, waren Mitglieder der Genossenschaft, pensioniert und zahlungskräftig. Obwohl die Mieten verglichen mit dem privaten Wohnungsmarkt recht niedrig waren, machte die Bedingung eines minimalen Einkommens deutlich, dass die Genossenschaft nicht als Wohltätigkeitsorganisation dienen würde und könnte.<sup>22</sup> Im Gegenzug zur Erfüllung ihrer vertraglichen Verpflichtungen war den Mieterinnen garantiert, niemals eine Räumungsklage zu erhalten. Diese Sicherheit bedeutete jenen Frauen viel, die, wie oben erwähnt, in der ständigen Angst lebten, zugunsten eines besseren Mieters ausziehen zu müssen.

Im Jahre 1913 hatte die Genossenschaft einen idealen Ort für ihren Prototyp einer Ruhestandssiedlung: zwei Acker (Morgen, ca. 8000 qm) bewaldeten Landes in Neubabelsberg, einer eleganten Wohnungsbaugegend am Südufer des Griebnitzsees und an den Sommerpalast von Deutschlands erstem Kaiser angrenzend.<sup>23</sup> Die natürliche Lage und die großzügigen Ferienhäuser, entworfen in verschiedenen Stilrichtungen von Architekten wie Mies van der Rohe und Hermann Muthesius, lockten Berlins reiche Banker und Industrielle genauso an wie Intellektuelle und Künstler. Mit der Entwicklung eines Lageplans versuchte die Genossenschaft den Naturcharakter des Territoriums beizubehalten. Wohnungen wurden inmitten von Kiefern errichtet und nur Bäume, die die Sicht behinderten oder das Licht nahmen, wurden gefällt.<sup>24</sup>

Die Architektin, die die physische Erschaffung der Siedlung steuerte, war Emilie Winkelmann. Sie war seit der frühesten Phasen beteiligt, hatte am Arbeitskomitee teilgenommen, das die anfänglichen Pläne für die Genossenschaft ausgearbeitet hatte und im Februar 1912 ein Modell der zukünftigen Häuser ausgestellt, das von Tausenden von Berlinern gesehen wurde.<sup>25</sup> Ihre Qualifikation für diesen Job war unbestritten: Abgesehen von Wohnungsdesign hatte sie umfangreiche Erfahrungen im Bau von Villen für reiche Leute in Berlin und im Renovieren von Herrenhäusern in den ländlichen Gegenden im Norden.<sup>26</sup> Da sie 1909 in Neubabelsberg ein Landhaus und ein Studio für zwei Künstlerinnen, Margot und Adele Gruppe, errichtet hatte, war ihr diese Gegend bereits bekannt. Zusätzlich zu ihrem Geschäftssinn könnte Winkelmann auch ein persönliches Interesse an diesem Projekt gehabt haben. Als alleinstehende, berufstätige Frau Ende dreißig war sie in der ungewöhnlichen Situation, zu errichten, was eventuell auch ihr Alterswohnsitz hätte sein können. Dieses Wohnexperiment war auch von direkter Bedeutung für ihre eigenen Lebensentscheidungen.

---

<sup>19</sup> Mensch, Ella, „Das Haus in der Sonne“, Frauenkapital – eine werdende Macht, no. 24 (1914), S. 19.

<sup>20</sup> „Fest-Zeitung zum 25jährigen Jubiläum“, S. 11, Archive des Pestalozzi-Fröbel-Hauses, Berlin.

<sup>21</sup> „A.S.“ [Alice Salomon?], „Das Haus in der Sonne“, P.F.H. II Zeitung (Januar 1914), S. 19.

<sup>22</sup> „Mitteilung, betreffend die Vorarbeiten zur Gründung einer Heimgenossenschaft“, S. 24.

<sup>23</sup> „Frauenheimstätten“, P.F.H. II Zeitung, S. 9; Skladny, Getrud, „Genossenschaft für Frauenheimstätten E.G.m.b.H: Bericht über die erste ordentliche Generalversammlung“, Lehrerinnenhort 18, no.13 (1913), S. 102.

<sup>24</sup> „A.S.“, „Das Haus in der Sonne“, S. 19.

<sup>25</sup> Mitteilung, betreffend die Vorarbeiten zur Gründung einer Heimgenossenschaft“, S. 24.

<sup>26</sup> Die Frau in Haus und Beruf, Berlin: Rudolf Mosse, 1912, S. 152-153.

Der Bau des ersten von vier geplanten Wohnhäusern begann im Herbst 1913 und war im darauffolgenden Frühjahr beendet.<sup>27</sup> Von der Straße aus gesehen ähnelte das „Haus in der Sonne“ einem Einfamilienhaus, und drückte damit visuell das Hauptziel der Genossenschaft aus: ein echtes Wohnhaus zu schaffen und keine Institution. Stilistisch gesehen kombinierte Winkelmann verschiedene Quellen miteinander, um mehrere Bedeutungen anzudeuten, so wie sie es auch beim zeitgenössischen Victoria-Studienhaus tat. Der beeindruckende Effekt des Gebäudes beruhte größtenteils auf dem Einsatz eines reduzierten Klassizismus, wie ein Kritiker bemerkte.<sup>28</sup> Fast vollständig ungeschmückt bewirkten die einfachen Formen und Massen eine gewisse Monumentalität. Abstrakte dorische Pilaster, die die Loggia-Fenster umrahmten erhöhten den Eindruck würdevoller Ernsthaftigkeit. Die Ernsthaftigkeit des Ganzen wurde jedoch durch aufgelockerte Fassaden und sich verändernde Dachverläufe abgeschwächt. Wie im Fall des Victoria-Studienhauses dürfte der Gebrauch des funktionalen Klassizismus von der Modernität des Wohnhauses und seinen Einwohnerinnen inspiriert worden sein. Befürworter des neuen Ruhestandslebensstils setzten das „Haus in der Sonne“ mit dem Zeitgeist gleich: „Der Gedanke, solche Häuser für gebildete Frauen zu errichten [...] entspricht vollkommen den Einstellungen unserer Zeit. Wir sind den bisherigen Altersheimen entwachsen.“<sup>29</sup> Im Kontrast dazu verwies der Einbau landestypischer Elemente auf Vorstellung von Häuslichkeit und Tradition. Dies beinhaltete die roten Ziegel, das steil hochgezogene Giebeldach (typisch für die Nachbarhäuser), gemalte grüne Akzente, Blumenkästen und Fensterläden. Während die Architektin im Victoria-Studienhaus versuchte, das Image von Häuslichkeit zu modernisieren, erinnerte die Berufung auf Zuhause hier an ein tief verwurzelttes Ideal, das im „Haus in der Sonne“ zelebriert wurde. Winkelmanns Design kann also als eine Mischung aus oder ein Kompromiss zwischen einem modernisierten Klassizismus und einer Behaglichkeit erzeugenden Ausdrucksweise gesehen werden.

Der Innenbereich des „Haus' in der Sonne“ war in eigenständige Wohnungen unterteilt. Die Mieterinnen konnten zwischen vierzehn Wohnungen auf drei Etagen wählen, die in der Größe von einem bis zu drei Räumen reichten. Jede hatte ihren eigenen Eingangsflur, eine kleine Küche, Loggia und Toilette. Die größten waren mit Bädern ausgestattet, während die anderen sich ein Gemeinschaftsbad pro Etage teilten. Seinen „modernen“ Einwohnern angemessen, rühmte sich das Haus mit den neuesten Annehmlichkeiten wie Zentralheizung, Heißwasser und elektrischem Licht.<sup>30</sup> Solch ein Wohnkomfort war selbst noch für die meisten Berliner eine Rarität. Es war weniger die technische Vollkommenheit als der ländliche Charme, der die Herzen der Mieterinnen des Hauses eroberte. Marie Schulze, eine Lehrerin, die hier im Sommer 1914 Urlaub machte, dokumentierte ihre Eindrücke für ein Fachmagazin:

Ein schönes weißes Haus mit einem roten Dach und grünen Fensterläden... Rote Geranien verzieren seine Fenster, Blumenbeete umrunden es, der Kiefernwald an seiner Rückseite schickt seinen wundervollen heißen Duft zu uns herüber. Nach oben blickend sendet uns der strahlend blaue Himmel seine wärmsten Sonnenstrahlen ... Berlin, mit seinem Leben und seiner Hektik liegt hinter mir und ich genieße hier den Frieden und die Ruhe.

Die Verbindung zum Land und zum Himmel betonend, porträtiert Schulze das Haus als einen Zufluchtsort für alle berufstätigen Frauen, die „sich wünschen, den Herbst ihres Lebens in Ruhe und Komfort“ zu verbringen.<sup>31</sup>

<sup>27</sup> „A.S.“, „Das Haus in der Sonne“, S. 19. Die aktuelle Adresse des Gebäudes ist Hermann-Maass-Straße 18-20 in Potsdam. Gebäudepläne befinden sich im Amt für Denkmalspflege, Potsdam.

<sup>28</sup> „Die Frauenheimstätten in Neu-Babelsberg-Nowawes“, Die deutsche Frau 6, no. 32 (1916), S. 1.

<sup>29</sup> „A.S.“, „Das Haus in der Sonne“, S. 20.

<sup>30</sup> Ebd., S. 19; Schulze, Marie, „Das Haus in der Sonne“, P.F.H. II Zeitung (Oktober 1914), S. 8; „Genossenschaft für Frauenheimstätten: Neubabelsberg-Nowawes, Heimdalsestraße“, Lehrerinnenhort 19, nos. 21-22 (1914), S. 159.

<sup>31</sup> Schulze, „Das Haus in der Sonne“, S. 8.

Und doch war die Nähe zur Stadt ebenso wichtig, wie Schulze noch bemerkte. Die Natur übte eine große Anziehung aus, ebenso wie Landschaften in Kunstmuseen.<sup>32</sup> Als Stadtmenschen waren die Mieterinnen des „Haus' in der Sonne“ nicht bereit, die Vorteile der Stadt aufzugeben, auch wenn sie eine erholsamere Umgebung für ihre Rentenjahre suchten. Werbeartikel priesen nicht nur die natürliche Umgebung des Hauses sondern auch seinen Vorteil von Berlin, das mit einer kurzen Zugfahrt erreicht wurde.<sup>33</sup> Von Beginn der Planung an war den Gründerinnen klar gewesen, dass die Residenz so gelegen sein muss, dass „die Bewohnerinnen (...) die Stadt leicht erreichen können“.<sup>34</sup> Auch im Ruhestand und trotz ihres Glaubens an ländliche Erneuerung, waren die Identitäten dieser Frauen eng mit der städtischen Struktur verbunden.

Das meist gepriesene Charakteristikum des Hauses war jedoch sein Fokus auf Unabhängigkeit. Mensch, für „Frauenkapital“, die einzige deutsche Finanzzeitschrift für Frauen, schreibend, stellte sich die Bewohnerinnen als zufriedene Herrscherinnen ihrer eigenen kleinen Reiche vor. In ihren Augen sprach die Abwesenheit eines „gemeinsamen Essensraumes, wie er in vielen anderen Altersheimen üblich ist“, Bände. Später in ihrem Artikel erwähnte sie, dass diejenigen, die sich ihr Mittag nicht selbst zubereiten wollten, die Möglichkeit hatten, in der „Zentrale“ zu essen.<sup>35</sup> Diese war im Grunde der gemeinsame Essensraum und befand sich im Erdgeschoss des „Haus in der Sonne“, bis er 1915 in ein nahe gelegenes Gebäude verlegt wurde. Obwohl Mensch sich selbst zu widersprechen scheint, unterschied sie zwischen der erzwungenen Vergemeinschaftung größerer Einrichtungen und der Wahlfreiheit, die das „Haus in der Sonne“ bot. Genau diese Balance zwischen Unabhängigkeit und Gemeinschaft war ein starkes Alleinstellungsmerkmal des Hauses. Eine Bewohnerin konnte sich ihr eigenes Essen zubereiten oder „sich die Mühe ersparen, zu kochen und ihr Essen in Gesellschaft einnehmen und somit eine angenehme Stunde im Gespräch verbringen.“<sup>36</sup> Im Hinblick auf die Hausarbeit konnte sie sich ebenfalls aussuchen, ob sie diese selber erledigen oder sie erledigen lassen wollte. Mensch betonte, dass diese Entscheidungen flexibel waren und insbesondere im Hinblick auf Mahlzeiten nicht lange im Voraus getroffen werden mussten. Die Hausmeister, ein Paar das in einer Wohnung im Erdgeschoss wohnte, stand auch zur Verfügung, um bei Haushaltsbedürfnissen zu helfen.

Entscheidungsfreiheit war durch die Loggia – ein mit Säulen gesäumter, Veranda ähnlicher Raum, der durch den Innenbereich zugänglich war – deutlich in das Design der Wohnungen inkorporiert. Wie verschiedene Reporter bemerkten, verfügte diese Struktur über ein einzigartiges Charakteristikum: Schiebefenster, die im Fenstersims verschwanden, erlaubten jeder Frau je nach Belieben die Umwandlung ihres Platzes von einem offenen Balkon in einen geschützten, sonnigen Raum, mit vielen dazwischenliegenden Möglichkeiten.<sup>37</sup> Mit einer Heizung ausgestattet, konnte er sowohl im Winter als auch bei schlechtem Wetter genutzt werden – und ermöglichte auf diese Weise jeder Mieterin ihr eigenes „Stück Natur“ das ganze Jahr hindurch.<sup>38</sup> Die Loggia verband diese naturbelassenen Elemente – Licht, Begrünung und Luft – gemäß Larssons idealisierter Wunschvorstellung von häuslichem Wohlergehen und Glück.<sup>39</sup>

<sup>32</sup> Ebd., S. 9.

<sup>33</sup> „Genossenschaft für Frauenheimstätten: Neubabelsberg-Nowawes, Heimdalsestraße“, S. 159.

<sup>34</sup> „Genossenschaft für Frauenheimstätten: Sitz Berlin“, S. 46.

<sup>35</sup> Mensch, „Das Haus in der Sonne“, S. 18.

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> Martin, „Heim der Genossenschaft für Frauenheimstätten“, S. 9; Mensch, „Das Haus in der Sonne“, S. 18. Die Originalfenster sind ersetzt worden.

<sup>38</sup> Schulze, „Das Haus in der Sonne“, S. 9.

<sup>39</sup> Lengefeld, *Der Maler des glücklichen Heims*, S. 67ff.; Lane, Barbara Miller, *National Romanticism and Modern Architecture, in Germany and the Scandinavian Countries*, Cambridge: Cambridge University Press, 2000, S. 114.

Weiterhin stand es jeder Bewohnerin offen, ihre persönliche Ausstattung frei zu wählen. Daraus resultierte eine Kakophonie verschiedener Stile: „Moderner künstlerischer Geschmack oder altbackener Komfort sind in den verschiedenen Zimmern vorhanden, und ein jedes spiegelt den Charakter seiner Bewohnerin wider.“<sup>40</sup> Die Freiheit, nach dem eigenen Geschmack einzurichten, repräsentierte eine hoch geschätzte Freiheit für Frauen, die Jahre ihres Lebens in gemieteten, möblierten Zimmer verbracht hatten und bisher in dieser Form des persönlichen Ausdrucks eingeschränkt gewesen waren. In diesem Zusammenhang war es sehr bedeutend, sogar politisch bedeutsam, ein eigens ausgesuchtes Bild aufzuhängen oder so zu dekorieren, wie es einer beliebte. Was für viele Architekten dieser Zeit ein Gräuelpiece gewesen wäre – stilistische Anarchie – wurde hier als Maßstab wahrer Freiheit gefeiert.

Der überwältigende Erfolg des „Hauses in der Sonne“, der nicht zuletzt in den vollständigen Belegung zum Ausdruck kam, führte sofort zu Forderungen nach dem Bau einer zweiten solchen Einrichtung.<sup>41</sup> Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs brachte diese Pläne zum Stillstand, obwohl die Genossenschaft es schaffte, die Renovierung eines auf dem Grundbesitz existierenden Hauses zu vollenden, was, wie ursprünglich vorgesehen, einen separaten Essenraumes, Büros und einer Ferienunterkunft schuf.<sup>42</sup> Auch ohne diese Unterbrechung ist unsicher, ob die nächste Einrichtung wie geplant hätte gebaut werden können. Die finanzielle Situation der Genossenschaft war nach wie vor besorgniserregend. 1917 zählte die Genossenschaft 150 Mitglieder, was für diese Art von Organisation eine beträchtliche Zahl ist. Trotzdem reichte sie immer noch nicht aus, um mehrere solcher Gebäude zu errichten oder sich in andere Städte auszudehnen.<sup>43</sup> 1918 wurden noch einmal dringende Hilferufe an wohlhabende Frauen laut.<sup>44</sup> Ein Großteil dieser so gewährten Unterstützung verschwand jedoch mit der katastrophalen Hyperinflation zu Beginn der 1920er Jahre. Nach 1918 wurden die sozialen und finanziellen Netzwerke, die Frauenprojekte unterstützt hatten, durch die politischen Umwälzungen noch weiter geschwächt.<sup>45</sup> Deshalb wurde die zweite solche Einrichtung trotz der unverminderten Notwendigkeit solcher Wohnungen in der Weimarer Republik erst 1927 gebaut.<sup>46</sup> Für die nächsten 15 Jahre bis zu seinem Verkauf 1942 diente das innovative Heim in Neubabelsberg weiterhin Frauen, die sowohl in der Rente als auch in der Jugend danach strebten, ihren modernen Idealen treu zu bleiben.

---

<sup>40</sup> Boetticher, „Heimstätten für Frauen“, S. 6.

<sup>41</sup> Mensch, „Das Haus in der Sonne“, S. 18.

<sup>42</sup> „Frauenberufe“, Die Welt der Frau, no. 23(1918), S. 184; „Die Frauenheimstätten in Neu-Babelsberg-Nowaves“, S. 2. Die Adresse der früheren Ferienunterkunft, genannt das Dora-Martin-Haus, ist Heinestraße 24. Ich danke Andreas Kirschning für das großzügige Teilen seiner Forschung.

<sup>43</sup> „Fest-Zeitung zum 25jährigen Jubiläum“, S. 12, Archiv des Pestalozzi-Fröbel-Hauses.

<sup>44</sup> Stropp, Emma, „Die Wohnungsnot der gebildeten Frau“, Die Welt der Frau, no. 36 (1918), S. 286; „Frauenberufe“.

<sup>45</sup> Dölle, Gilla, Die (un)heimliche Macht des Geldes: Finanzierungsstrategien der bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland zwischen 1865 und 1933. Frankfurt am Main: dipa, 1997, S. 220-221.

<sup>46</sup> Weinberg, Margarete, „Ein neues Frauenheim“, Frau und Gegenwart 5, no. 18 (1928), S. 9. Gebaut angrenzend an die erste Einrichtung, wurde die zweite Einrichtung von einem Architekten entworfen, Friedrich Lungen. Die Adresse ist Hermann-Maas-Straße 22-22a. Pläne befinden sich beim Amt für Denkmalpflege in Potsdam. Warum nicht Winkelmann oder eine andere Architektin den Auftrag bekam ist unbekannt. Dieser Wechsel könnte Ausdruck des neuen Status und der neuen Autorität männlicher Architekten als Reformer des Wohnens für alle sozialen Gruppen in der Weimarer Republik sein.